

lozierten Städten durch den Mangel einer voll entwickelten rechtlichen Sonderstellung“. Die deutschrechtlichen Lokationsstädte gehören nicht mehr zum Thema der Arbeit. Dementsprechend hält sich die Behandlung westlicher Einflüsse, die Heranziehung deutscher Literatur und die Auseinandersetzung mit ihr in engen Grenzen.

Der Hauptteil des Werkes legt, gegliedert nach den beiden Zeitabschnitten und nach den politischen Räumen (Großmährisches Reich, Böhmen, ostdeutsche Marken, polnische Länder, Kiewer Ruß) Material für die einzelnen Städte vor, freilich, dem beschränkten Raum entsprechend, nur in Auswahl. Im Vordergrund stehen die Ausgrabungsbefunde, die geschichtlichen Quellen werden nur gelegentlich berücksichtigt. Die Formulierungen sind oft sehr vorsichtig, besonders für das Gebiet der ostdeutschen Marken, wo bisher wenig sichere Unterlagen vorhanden sind. Vieles, allzu vieles bleibt problematisch. Trotzdem ist das Buch als ein Blick auf den Weg der polnischen Forschung wichtig.

Hamburg

Walter Kuhn

**Ernst Eichler, Studien zur Frühgeschichte slawischer Mundarten zwischen Saale und Neiß.** (Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Hist. Komm. Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, Nr. 19.) Akademie-Verlag. Berlin(-Ost) 1965. 330 S., 7 Abb., 3 Ktn.

Seit 1956 beschäftigt sich eine Forschergruppe der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig mit slawischen Namen Deutschlands. Ihre Ergebnisse veröffentlicht sie in der Reihe „Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte“. Der Zweck dieses Forschens ist es, die Namen zu sammeln, zu deuten und sie zur Klärung der Siedlungsgeschichte zu nützen. Die Fülle des Materials, das während zehn Jahren zusammengetragen wurde, legt dem Sprachforscher nahe, es für eigene Zwecke zu verwenden. Der Vf. hat sich die Frage gestellt, wie die slawischen Mundarten lauteten, aus denen diese Namen stammen.

Die Geschichtsquellen berichten, daß weite Teile Deutschlands von Slawen bewohnt wurden, daß diese Slawen sich mit den kulturell überlegenen und politisch besser organisierten Deutschen mischten und ihre volkliche Eigenart einbüßten. Von der Sprache dieser Slawen ist nicht viel bekannt, immerhin aber soviel, daß sich in der Slawistik eine Gliederung in Elbslawisch, Ostseeslawisch, Drawänisch-Slawisch und Sorbisch einbürgern konnte. Als einzige dieser Mundarten oder Sprachen wird das Sorbische, von Liebhabern kräftig unterstützt und von der Regierung geduldet oder gefördert, noch heute in zwei Varianten gesprochen. Wir können das heutige Sprachgebiet des Sorbischen bestimmen, da es sich klar vom Deutschen abhebt. Wie groß das Sprachgebiet früher war, als das Sorbische noch an slawische Mundarten grenzte, könnte am besten ein Sprachatlas zeigen, in den die von geographischen Namen abgelesenen Isophone eingetragen sind. Diesen Atlas gibt es aber noch nicht. Noch geben sich die Forscher alle Mühe, aus den von deutschen Schreibern überlieferten und in deutsche Mundarten übernommenen geographischen Namen die richtigen slawischen Laute abzulesen. Erst wenn das erreicht ist, können die alten Sprachgebiete bestimmt werden.

E. Eichler, durch zahlreiche sorabistische Arbeiten bekannt, versucht aus den sicher gedeuteten slawischen Namen die Mundarten zu rekonstruieren, die einst zwischen der Saale im Westen und der Neiße im Osten, einer Linie, die von der Saalemündung bis Frankfurt an der Oder reicht, im Norden und einer Linie, die Nordostbayern und die nördlichsten Teile der Tschechoslowakei durchzieht, im Süden gesprochen wurden. Dieses Gebiet hielt der Sorbe Ernst Mucke<sup>1</sup> für das altsorbische Sprachgebiet. Seine Beweisführung wird heute abgelehnt. Eichler spricht daher in seinem Buchtitel vorsichtig von „altslawischen“ Mundarten. Im Buch selbst aber spricht er vom „Altsorbischen“: offenbar, weil er mit einer neuen Methode die alte Ansicht bestätigen wollte. Wie der Begriff „altsorbisch“ in diesem Umfang wirkt auch der Begriff mancher Forscher „altslowenisch“ für die ausgestorbenen slawischen Mundarten Österreichs, der entweder aus Unkenntnis oder um das Geschichtsbild kleiner Völker aufzubessern, gefaßt wird. Eichler faßt den Begriff ausdrücklich sprachlich, doch fällt es schwer, Sprache und Volk zu trennen. Wenn der Vf. also das Sprachgebiet mit einem *argumentum ex silentio* schon in der Prämisse festlegt, läuft er Gefahr, aus ihr einen falschen oder doch unbewiesenen Schluß abzuleiten. Praktisch heißt das, daß er in Zweifelsfällen einen Laut oder eine Lautgruppe für sorbisch hält.

Lautete der FN Jeßnitz (S. 40) in der slawischen Mundart \**Jasenica* oder \**Jesenica*? Da die Lautgruppe *je-* im Sorbischen üblich ist, setzt der Vf. \**Jesenica* als Ausgangsform an. Da aber auch im Deutschen *ja-* in *je-* umlautete, könnte mit gleicher Gewißheit \**Jasenica* die ursprüngliche Form sein. Das zeigt, wie wichtig es ist, diese Fragen ohne vorgefaßte Meinung zu beantworten. Da der Vf. diesen Sachverhalt kennt, wäre der Leser ihm für eine klarere Darstellung dankbar. Übrigens ist es langweilig, in namenkundlichen Arbeiten immer wieder eine Reihe slawischer Laute und Lautgruppen (z. B. *ъ, ъ, ҃, ҄*, *tlot*, *trot* usw.) behandelt zu sehen, deren Ersatz im Deutschen keine Rückschlüsse zuläßt. Welche Methode beweist, daß die verdeutschten Namen Zscherneddel (S. 87) und Werben (S. 89) tatsächlich auf slawisches \**Čerňidlo* (älter \**Čirňidlo*?) und \**virba* zurückgehen? Ein Beispiel von heute: die deutschen Urlauber, die in die jugoslawische Stadt Vrbnik kommen, sprechen diesen Namen Wirbnik, Werbnik, Wurbnik u. ä. aus. Kennte man die slawische Aussprache nicht, käme man von diesen verdeutschten Formen jemals auf Vrbnik? Ist die slawische Form für Golm (S. 119) wirklich \**chołm*? Für die Namen Crosta (S. 122) \**chróst* und nicht \**chvrost*? Ist der FIN Deberitz (S. 68) wirklich „mit Sicherheit“ von \**Dbrica* abzuleiten? Auch die slawische Lautgruppe *šč*, die sorbisch *šć* lautet, würde in beiden Fällen mit deutschem *št* oder *š* (= *sch*) wiedergegeben. Es wäre also höchste Zeit, alle slawischen Laute nach phonologischen Gesichtspunkten zusammenzustellen, deren Ersatz im Deutschen keine Rückschlüsse zuläßt, und sich nur auf Laute zu beschränken, wo dies möglich ist. Es ist nutzlos, dieses Unvermögen zu leugnen oder zu verschleiern.

Im Kapitel über die Geschichte des Lautsystems (S. 161—170) setzt der Vf. mit Recht das altsorbische Vokalsystem mit dem urslawischen gleich. Viele Namen widerspiegeln z. B. noch eine nasale Aussprache der Laute \**ę* und \**ǫ*.

1) E. Mucke, in: Archiv für slavische Philologie 26 (1904), S. 543 ff.

Solche Namen kennen wir auch aus Österreich, Ungarn, Rumänien und Griechenland: aus Gebieten also, wo eine alte slawische Mundart namengebend war. Was aber berechtigt dann den Vf., von „altsorbisch“ zu sprechen, wenn sich diese Mundart nicht merkbar vom Urslawischen oder einer annähernd bekannten alten slawischen Sprachform, aus der sich später einzelne Mundarten und Schriftsprachen entwickelten, unterscheidet? Wir müssen annehmen, daß viele Slawen Deutschlands ihre Sprache aufgegeben hatten, ehe sie sich zu einer eigenen Mundart entwickelte.

Ein besonderes Kapitel ist der Namengeographie (S. 171—248) gewidmet. Es zeigt, welche Namentypen auf dem altsorbischen Sprachgebiet hervortraten: *Radogošč*, *Domaslavici*, *Gołobrody* und *Vyšegrod*. Diese Methode der Namensforschung wird immer häufiger und besser angewandt. Der geplante slawische Namenatlas wird die Bedeutung der Suffixe erst hervorheben. Allzuviel darf man freilich nicht erwarten, weil bei der Übernahme eines slawischen Namens ins Deutsche vieles verlorengeht. So kann man z. B. Namen auf -ън-, -nje, -ina, -ane und solche auf -ice, -ici, -icy kaum unterscheiden. Außerdem muß man die siedlungsgeschichtliche Bedeutung der einzelnen Suffixe noch besser untersuchen, ehe man sie zur Bestimmung von Mundartgrenzen heranzieht.

In einem weiteren Abschnitt sind die Sprachverhältnisse in vorhistorischer Zeit (S. 249—264) behandelt. Ihm ist eine Karte mit alten Landschaftsnamen beigelegt. Die Lokalisierung dieser Namen, von denen manche nicht slawisch sind, ist, wie Eichler bemerkt, noch zu berichtigen. Weiter folgt ein alphabetisches Verzeichnis sog. Reliktörter.

Die Ergebnisse (S. 265—268) sind für den Vf. und den Leser nicht ermutigend, was aber nicht die Schuld des Vfs. ist, sondern eine Folge der so oft zitierten Schwierigkeiten der Substratforschung. Namen, die eine sorbische Lautung erkennen lassen, wurden erst spät eingedeutscht und kommen nur im heute sorbischen Sprachgebiet oder seiner nächsten Umgebung vor. Daher trifft die in der Einleitung gewählte Bezeichnung „altsorbisch“ für die Mundart des Gebietes zwischen Saale und Neiße nicht zu.

Die Arbeit ist von einem Fachmann mit viel Verständnis geschrieben, doch wüßte ihm der Leser eine klarere Formulierung und eine entschiedener Trennung des Erkennbaren vom nicht Erkennbaren zu danken.

Wien

Otto Kronsteiner

**Die deutschen Ostgebiete zur Zeit der Weimarer Republik.** (Studien zum Deutschtum im Osten, H. 3.) Böhlau Verlag. Köln, Graz 1966. VIII, 232 S., 2 Ktn.

Abgesehen von thematisch eng begrenzten Spezialstudien oder den nach dem Ersten Weltkrieg zahlreich erschienenen nationalpolitisch motivierten Arbeiten, hat die ostdeutsche Landesgeschichtsforschung selbst vor dem 20. Jh. gern halt gemacht. So fehlen heute noch für die deutschen Ostgebiete Darstellungen, die den politischen Verfall des Deutschen Reiches auch aus der Perspektive der mittleren Ebene, aus dem Wirkungszusammenhang zwischen zentralen Herrschaftsmächten und vermittelnden Gewalten zu erklären vermögen. Daran ist nicht zuletzt der große Verlust an Archivalien schuld, der jeder zeitgeschichtlich orientierten Forschung die schwierigsten Hindernisse in den Weg stellt.